Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Carl Jentsch : zu seinem achtzigsten Geburtstag am 8. Februar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Carl Jentsch

Zu seinem achtzigsten Geburtstag am 8. Februar

Wenn in diesen Tagen in allen Gauen Deutschlands dankbares Gedenken in Gruß und Glückwunsch seinen Ausdruck findet und Carl Jentsch in seiner Zurückgezogenheit aufsucht, so mag dies davon zeugen, daß bei uns trotz aller Nivellierung die Freude an dem, was Allgemeingültiges zur Individualität umbiegt, die Freude am Manne, der den Stempel des Eigenen trägt, noch nicht geschwunden ist. Wir ehren uns, wenn uns der achte Februar ein Fest bedeutet, da achtzig Jahre starker Lebensarbeit eines Tapferen sich vollenden.

Carl Jentsch ist in einer Zeit erwachsen, die für uns Jüngere beinahe unglaubhafte Züge trägt, in einer Zeit, da die Freiheit zu den verbrieften Rechten eines Jungen gehörte, der durch sie und in ihr selbständig Denken und Handeln lernte. Aus ihr schöpfte er den nötigen Vorrat an Lebenslust, Lebens- und Kampfesfreude, der nun einmal zur Überwindung der Unbill des Lebens unumgänglich nötig ist.

Mit dreizehn Jahren saß Carl Jentsch in der Prima der höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt Landeshut in Schlesien, ohne vom Berechtigungswesen, von Schulräten, einem Provinzialschulkollegium oder Inspektionen eine Ahnung zu haben. Da sowohl Lehrer als Schüler Leben und Arbeit ungehindert nach ihrem eigenen Temperament einrichten konnten, fühlte sich keiner überbürdet. Der Hinweis auf ein erschwertes Vorwärtskommen im späteren Leben hätte keinen richtigen Jungen an die Schulstube und an seine Hefte, die oft genug die Lehrbücher ersetzen mußten, zu fesseln vermocht. Daß Schulknaben sich wegen Strafen oder wegen Sitzenbleibens erhängen könnten, wäre der damaligen Generation einfach fabelhaft vorgekommen. Schulstrafen gehörten vielmehr zu den Ereignissen, die Abwechslung ins Schulleben brachten und es amüsant machten.

Der Vater von Carl Jentsch, ein Buchbinder, war Protestant, die Mutter Katholikin, und sie ist es gewesen, die ihren Sohn dem Katholizismus zugeführt hat. Der Mann ihrer Schwester, ein protestantischer Volksschullehrer, bei dem Carl Jentsch einstmals zu Besuch war, schlug ihm vor, den Lehrerberuf zu ergreifen und Carl Jentsch war geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber die Mutter entzog ihn dem Einfluß ihres Schwagers, hauptsächlich in dem Wunsche, ihn für den Katholizismus zu gewinnen. Von früh auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ließ sie sich von dem Knaben katholische Schriften vorlesen, die durch den katholischen Pfarrer Klopsch, der dem Vater Jentsch seine Bücher zum Binden gab, ins Haus kamen, und ihre mündlichen Belehrungen trugen dazu bei, den Jungen zum überzeugten Katholiken zu machen, allerdings meint Jentsch, habe diese katholische Überzeugung in seinem Gemüt damals keine Wurzeln gehabt. Er begleitete seine Mutter in die katholische Kirche, weil sie es wünschte. Die Schule hat ihm keine religiösen Eindrücke vermittelt. Ein protestantischer Diakonus reizte ihn durch geschmacklose Ausfälle auf den Katholizismus. Auch die Art der Behandlung des Mittelalters durch den Geschichtslehrer, wobei natürlich von Päpsten und Mönchen die Rede war, gab zu Kränkungen Veranlassung. Carl Jentsch hatte schon damals den Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Eine Verspottung durch seine Kameraden führte zu einer Auseinandersetzung mit dem Rektor, die dieser mit den zornigen Worten abschnitt: „Was deine Mutter an Dir getan hat, das wird ihr beim Sterben auf der Seele brennen. Du aber bist noch nicht vierzehn Jahre, Dich werden wir zwingen." Zwingen? sagte sich Carl Jentsch. Nun gerade nicht! Von jenem Tage an ging er nicht mehr in die Schule, bis er nach Glatz ins Gymnasium gebracht wurde. Er ist seinem Entschluß treu geblieben und ist Priester geworden. Wie sich sein Leben später gestaltet hat, welche Kämpfe er führen mußte, wie die katholische Kirche den gläubigen Katholiken von sich stieß und ihn veranlaßte, sich den Altkatholiken anzuschließen, dies und seinen ganzen Entwicklungsgang finden wir in seinen „Wandlungen" (zwei Bände bei Friedr. Wilh. Grunow) lebhaft und geistvoll geschildert. Wie Jentsch heute denkt, das sagt er im folgenden selber. Wir aber wünschen ihm auch fernerhin im anmutigen Städtchen Neiße einen behaglichen Lebensabend.

* * *

„Der Sieg des Ultramontanismus auf dem Vatikanischen Konzil hatte, wie viele andere katholische Geistliche, auch mich innerlich revolutioniert. Nach längerem Schwanken schloß ich mich den Altkatholiken an. Doch erwies sich die Stellung eines altkatholischen Pfarrers als prekär in mehreren Beziehungen, und zudem machte mich zunehmende Schwerhörigkeit in Verbindung mit hochgradiger Kurzsichtigkeit unfähig für die meisten geistlichen Funktionen. Ich resignierte deshalb auf mein Amt und übernahm 1882 die Redaktion eines Lokalblättchens. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir auch, mit einigen Zeitungen und Zeitschriften Verbindungen anzuknüpfen, so daß ich nicht gerade in der Luft schwebte, als mir Ende 1888 meine Stelle gekündigt wurde. Zu einem festen Verhältnis verhalf mir eine kleine pädagogische Glosse, die ich im März 1889 den Grenzboten einsandte. Johannes Grunow nahm sie mit den Worten an: „Sie sind der geborene Grenzbotenmitarbeiter, schicken Sie mehr!"

Als Ersatz für mein erstes, zerronnenes Lebensideal, die pfarramtliche Wirksamkeit, hatte sich ein zweites noch nicht gefunden. Ich wollte vorderhand weiter nichts, als mich mit publizistischer Tätigkeit durchschlagen, in der selbst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verständlichen Voraussetzung, daß ich immer etwas Vernünftiges und Nützliches zu sagen haben würde. Aber bald fand sich ein Ziel nach dem anderen. Die Leiden der Armut hatte ich aus nächster Nähe kennen gelernt, und gerade damals waren diese Leiden der Gegenstand öffentlicher Erörterung und die Ursache stürmischer Erregung. Die 1893 eingetretene Depression hatte ihren Höhepunkt erreicht, Versammlungen und Aufzüge von Arbeitslosen wurden von der Polizei auseinandergetrieben, der Kaiser schlug den sozialen Kurs ein, und Bismarck, der nicht einlenken wollte, mußte gehen. „Sozial" war modern, und arbeiterfreundliche Betrachtungen wurden in konservativen wie in liberalen Revuen von den Redakteuren wie von den Lesern, wenn auch nicht gerade gern gesehen, so doch geduldet.

Soziale Fragen lassen sich nur in innigster Verbindung mit volkswirtschaftlichen behandeln. Einige nationalökonomische Werke hatte ich schon studiert, und Grunow versorgte mich reichlich mit Rezensionsexemplaren (unter denen auch teure mehrbändige Werke waren, wie z. B. das Handwörterbuch der Staatswissenschaften) und setzte mich so in den Stand, die Lücken meiner Kenntnisse auszufüllen. Mit der Breslauer Universitätsbibliothek stand ich seit Jahren in regelmäßigem Verkehr; ab und zu half die Königliche Bibliothek in Berlin aus. So vermochte ich denn mit der Entwicklung der Wissenschaften — nicht der ökonomischen allein — einigermaßen Schritt zu halten. Bei der Formation meiner volkswirtschaftlichen Überzeugung wirkte die Liebe zum Mittelalter ein, mit dem ich mich viele Jahre hindurch beschäftigt hatte, und so bildeten sich die Grundzüge der Ansicht heraus, die ich zuerst 1893 in „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" ausgeführt habe. Ich erkenne an, daß der kapitalistische Großbetrieb notwendig ist und Segen stiftet, halte aber die Entwicklung zum reinen Industrie- und Handelsstaat und die Verwandlung eines ganzes Volkes in ein Heer von Lohnarbeitern, die im Dienste von verhältnismäßig wenigen Kapitalisten stehen, für verderblich. Glaube vielmehr, daß der Großbetrieb auf eine bestimmte Anzahl von Gewerben beschränkt bleiben könne und solle, daß neben diesen eine Menge von Kleingewerben lebensfähig bleiben können, vor allem aber die Landwirtschaft blühen und das Volk mit Nahrungsmitteln versehen müsse, weil die Abhängigkeit der Volksernährung vom Auslande gefährlich, der Bauernstand aber, als der für die leibliche wie für die seelische Gesundheit zuträglichste, der Jungbrunnen der Volkskraft ist. Die Weltbegebenheiten der letzten Jahre haben mich in meiner „rückständigen Ideologie", in der für die Sozialdemokratie kein Platz bleibt, befestigt. Sollten wir uns tatsächlich zu einem Volke von Lohnarbeitern entwickeln (nach Potthoff sind wir schon ein solches), dann würde die Herrschaft der Sozialdemokratie unvermeidlich und nur durch eine Militärdiktatur zu brechen sein. Ein Gleichgewicht zwischen Urproduktion und Verarbeitungsgewerben, zwischen den selbständigen kleinen Unternehmern und der Lohnarbeiterschaft, das allein die Gesundheit des Volkskörpers zu verbürgen vermag, scheint mir aber nur erreichbar zu sein, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Ausmaß des vaterländischen Bodens im richtigen Verhältnis zur Kopfzahl der Bevölkerung steht, und das ist im neuen Reiche je länger desto weniger der Fall. Zudem scheint mir dieses Reich schon nach dem Bilde, das die Landkarte darbietet, eine geographische, militärische und volkswirtschaftliche Ungeheuerlichkeit zu sein, die unerträglich wird, wenn man bedenkt, daß auf dem zur nächsten Abrundung erforderlichen herausgeschnittenen Stück (Böhmen, Mähren und Alpenländer) zwölf Millionen Deutsche wohnen. Ich empfahl deshalb nicht bloß die Wiederanheilung des großen amputierten Gliedes, sondern auch die Kolonisation oder wenigstens wirtschaftliche Entwicklung der Balkanländer und Vorderasiens durch Deutsche.

Ein paar Jahre hindurch fiel mir in den Grenzboten so etwas wie eine Art leadership zu. Aber die „Hochzeitsreise" Bismarcks nach Wien im Juni 1892, seine Aussöhnung mit dem Kaiser und der Sturz Caprivis wendeten das Blatt. Die maßgebenden Kreise brauchten sich nicht länger Zwang anzutun, und sowohl in der auswärtigen Politik wie in der Behandlung der Arbeiterfragen gewann die Richtung Bismarcks und der Magnaten die Oberhand, und Grunow, der mir wohl auch aus persönlicher Überzeugung nicht in allem so ganz beigestimmt hatte, sah sich durch die Rücksicht auf seine Leser und auf die älteren Mitarbeiter genötigt, die Schwenkung mitzumachen. Zu unseren Differenzpunkten gehörte auch die Polenfrage, in der ich sofort den Standpunkt Delbrücks eingenommen habe, lange ehe ich von Delbrück etwas gelesen hatte; doch wurde ich durch diese Wendung nicht aus den Grenzboten hinausgedrängt. Grunow sympathisierte mit meiner gesamten Weltanschauung und Lebensauffassung, und schätzte, ebenso wie Wustmann, meine Beiträge auch ihrer Form wegen. Es gab noch genug Themata, die ich ohne Gefahr vor Zusammenstößen behandeln konnte. Ich berichtete objektiv über literarische und tatsächliche Erscheinungen auf dem politischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Gebiete, und pflegte auch andere Wissensgebiete. Mit Geschichte und Philosophie hatte ich mich immer viel beschäftigt, so entstand denn bald eine Reihe von Aufsätzen, die in Buchform unter dem Titel „Geschichtsphilosophische Gedanken" erschienen sind. Und unter den neuen philosophischen Richtungen erregte die naturphilosophische meine lebhafteste Teilnahme. E. von Hartmanns kleines Buch „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" hatte mir den Kern der biologischen Frage enthüllt (die Forschungsergebnisse der letzten Jahre beweisen, daß Hartmann der Auffassung Darwins zu große Zugeständnisse gemacht hat; der Modus der Entwicklung, wie ihn Darwin beschreibt, ist ja wohl von der überwiegenden Mehrheit der Biologen aufgegeben, aber die neuesten Petrefaktenforschungen stellen auch die Entwicklung selbst, die Umbildung einer Art in die andere, in Frage), und schon gleich im Herbst 1889 veröffentlichte ich eine Artikelreihe über Darwin, den ich mit Buckle in Parallele stellte. Seitdem habe ich über die weitere Entwicklung der Biologie berichtet, besonders auch die Versuche, die Biologie für die Staatswissenschaften zu verwerten, kritisiert,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und meinen philosophischen Standpunkt, einen Theismus im Sinne Hermann Lotzes, sowohl dem Haeckelschen Monismus wie einem praktisch auf Atheismus hinauslaufenden Hegeltum gegenüber mit Entschiedenheit vertreten.

Gerade das Studium der Biologie, welche die wunderbarsten, ja die raffiniertesten Zweckmäßigkeiten aufdeckt, hat mich im Glauben an eine mit Bewußtsein planmäßig wirkende Weltvernunft befestigt, und daß diese Vernunft auch in der Menschenwelt walte, konnte meinem geschichtlichen Sinne nicht zweifelhaft bleiben. Dabei gelangte ich zwar zur Ablehnung der Orthodoxie aller drei Konfessionen (dem abergläubischen russisch-orientalischen Zeremonienwesen vermag ich den Rang einer vierten christlichen Konfession nicht einzuräumen), aber in der Überzeugung von der Göttlichkeit des Christentums vermochten mich die Irrungen und Wirrungen der Christen nicht wankend zu machen. Auch dieses kam in meinen Beiträgen zum Ausdruck.

Was sodann den Konfessionsstreit betrifft, so bekämpfte ich zwar den Ultramontanismus und Papalismus, aber nicht etwa im Interesse des deutschen Vaterlandes und der preußischen Monarchie, sondern lediglich im Interesse der katholischen Kirche, die ich nach dem Bruch mit ihr lieb behalten hatte und von deren Unentbehrlichkeit ich überzeugt bin. Ich bekämpfe bis auf den heutigen Tag jene Richtung, weil ich sehe, daß sie der katholischen Kirche, daß sie dem katholischen Volke Deutschlands schadet; dagegen liegt mir der Gedanke weltenfern, von jener Richtung oder überhaupt von der katholischen Kirche könnte dem Königreich Preußen, könnte dem Deutschen Reiche Gefahr drohen. Ich sehe gar keine Möglichkeit, wie Papst und Bischöfe, wie „die Jesuiten" es anfangen könnten, solchen Schaden anzurichten. Die Einbildungen von Jesuitenränken gegen das Reich sind eben Einbildungen, ein Stück eingerosteten protestantischen Aberglaubens. Vier Vorbereitungsjahre und neunzehn Jahre amtlicher Tätigkeit haben mich in die katholische Denk- und Empfindungsweise, in das Leben und Wirken der katholischen Geistlichkeit so vollständig eingeweiht, daß mir unmöglich etwas Wichtiges verborgen bleiben konnte. Ich habe ein paar Dutzend Missionspredigten von Jesuiten gehört, einmal Priesterexerzitien mitgemacht, die von einem Jesuiten geleitet wurden, und diesem Jesuiten gebeichtet, aber in alledem ist von Politik keine Rede gewesen. Nie habe ich das winzigste Fadenendchen eines Verschwörungsgespinstes, das übrigens bloß lächerlich, nicht im mindesten gefährlich gewesen sein würde, zu fassen bekommen. Das einzige, was man dem katholischen Klerus politisch übelnehmen könnte, ist, daß er dem großdeutschen, nicht dem kleindeutschen Ideal gehuldigt hat. Ich huldige ihm noch heute, freilich minus habsburgische Spitze. Und haben 1866 nicht alle Süddeutschen, die alten Achtundvierziger, meist atheistische Demokraten, voran, dafür gekämpft? Möglich, daß die katholischen Geistlichen nicht gerade in den preußischen Staat und seine Bureaukratie verliebt sind; hätte je solche Liebe bestanden, dann hätte der Kulturkampf sie austreiben müssen. Aber wer liebt denn sonst diesen Staat? Die Sozialdemokraten und die Demokraten sicherlich nicht, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine vertrauliche Umfrage würde sehr weit über deren Kreise hinaus ein sehr negatives Resultat ergeben. Preußen ist eine Macht, die Respekt einflößt, aber kein Objekt für schwärmende Liebhaber. Blut und Eisen haben diesen Staat als eine historische Notwendigkeit geschaffen, und wie er nicht aus Liebe entstanden ist, so wird er auch fürderhin ohne Liebe auskommen. Die deutschen Katholiken achten und schätzen gleich jedem vernünftigen Menschen den preußischen Staat, und das Reich, das ihnen die politische Betätigung im weitesten Umfange gewährleistet, das lieben sie. Sie müßten Narren sein, wenn sie sich nach französischen Zuständen sehnen wollten, und auch österreichisch zu werden haben sie keine Lust, obwohl sie das Kaiserhaus lieben, das den Katholizismus glänzend repräsentiert.

Also die ganze politische Polemik gegen den Ultramontanismus und Katholizismus ist für mich gegenstandslos. Ich halte die drei Kirchen für individuell, national und temporell berechtigte, nicht bloß juristisch und staatsrechtlich, sondern auch ideell-religiös gleichberechtigte Ausgestaltungen des einen Christentums, halte es für wünschenswert und möglich, daß sie einander als solche anerkennen, was freilich auf der katholischen Seite die Preisgabe des Dogmas von der alleinseligmachenden Kirche voraussetzt, und habe in den Grenzboten für dieses friedliche Sichvertragen gewirkt. Weil der Evangelische Bund eine gegen Rom, darum auch gegen die deutschen Katholiken geschaffene Kampforganisation ist, habe ich ihn bekämpft; das ist den Grenzboten natürlich sehr übel genommen worden.

Mit Grunow habe ich die schwebenden Probleme auch brieflich erörtert, und dabei sind wir oft hart aneinander, aber nie auseinander geraten. Die Differenzen bezüglich der Arbeiterfragen würden sich, wenn er länger gelebt hätte, von selbst gelöst haben, weil sich durch die Besserung der Konjunktur und damit der Lage der Arbeiter und mit der wachsenden Macht der Sozialdemokratie die Situation seit den ersten neunziger Jahren gründlich geändert hat, was natürlich auch meine Stellung, nicht die grundsätzliche, aber die zu den aktuellen Arbeiterfragen ändert. Auch über Gegenstände, die nicht in den Grenzboten behandelt wurden, haben wir brieflich disputiert, z. B. über die Prostitution; Grunow hielt an der strengsten christlichen Sexualethik fest, während ich meine, daß die Gesetze und die öffentlichen Einrichtungen die Menschennatur nehmen müssen, wie sie nun einmal ist. Während seiner Krankheit und nach seinem betrübend frühzeitigen Tode erhielt sein Vertreter und nächster Nachfolger, Herr Karl Weißer, das freundschaftliche Verhältnis, wenn es auch den Charakter der Intimität verlor, aufrecht, bis die Grenzboten Ende 1909 (zu ihrem Heil) an den jetzigen Herausgeber übergingen. Die Heranziehung neuer junger Kräfte war dem Unternehmen nötig, besonders solcher Mitarbeiter, die den politischen Ereignissen persönlich näherstehen als ein in provinzieller Abgeschiedenheit vegetierender Publizist. — — — —“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG